

10. November 2007, Neue Zürcher Zeitung

Am Nullpunkt des Sozialen

Ein Versuch über die Gleichgültigkeit

Gleichgültigkeit schützt vor den Nachbarn, den Nächsten und anderen Zumutungen; sie schützt vor den Reizen des sozialen Lebens. Gleichgültigkeit schottet auch gegen Scham und Schuld ab. Darum ist sie, neben der Vulgarität, das breiteste Einfallstor für das Böse.

Von Wolfgang Sofsky

Sie sind weder gut noch böse und leben ohne Schmach und Ehre. Die Welt spricht nicht von ihnen, dem Recht und dem Mitleid sind sie gleich verhasst. Zu Laster oder Tugend fehlen ihnen Empfindung und Energie. Nichts kann sie erregen, nichts reizen, nichts berühren. Sinne und Moral sind stumpf. Was immer geschieht, es kümmert sie wenig. Dies sind die Lauen und Blinden im Lande, die Menschen ohne Leidenschaft: die Gleichgültigen.

Indifferenz filtert nahezu jeden Reiz ab, der die Person in ihrem Inneren bewegen könnte. Die Ereignisse können sich überschlagen – es ist ohne Belang. Es kann endlose Stille und Langeweile herrschen – es ist einerlei. Die Sinne sind müde, das Herz ist träge, der Geist erstarrt. Der Gleichgültige scheint innerlich abgestorben, auch wenn er Tag für Tag sein Arbeitssoll erfüllt, mit Freunden, Kollegen und Verwandten redet, mit seinen Kindern spielt oder irgendeinem Hobby nachgeht. Der Aussenwelt bleibt er seltsam entrückt.

Gefühllosigkeit

Im seltenen Extremfall nistet sich die Gleichgültigkeit im Körper ein. Die Nerven sind wie betäubt, die Farben verblassen, sogar die Nahsinne der Haut und des Geschmacks scheinen abgeschaltet. Die Welt erscheint wie hinter Milchglas. Die Haut fühlt sich pelzig an, hier und da ein leises Kribbeln, das sofort wieder verfliegt. Kaum etwas dringt in das Sinnesfeld ein. Der Gleichgültige fühlt sich erschöpft, müde, schläfrig. Er ist nicht ganz in der Welt. Sonnenlicht blendet ihn nicht, Kälte schneidet nicht mehr in die Haut ein. Die Worte der anderen verklingen im Hintergrund.

Auch ohne sinnliche Anästhesie zeigt der Gleichgültige eine eigentümliche Gefühllosigkeit. Die grossen Affekte der Freude und Trauer, der Wut und Angst sind ihm fremd. Allenfalls verspürt er leise Anflüge von Erregung, ein

Missbehagen, eine schale Unlust. Er vermag weder zu lieben noch zu hassen. Verwundert bemerkt er, wie andere sich plötzlich echauffieren oder sich einander hingeben. Um nicht aufzufallen, drapiert er seine Leere mit Sentimentalität und übertriebener Gestik. Die gespielte Begeisterung, die überschwängliche Freundlichkeit, das zutiefst empfundene Mitleid, alle diese Maskeraden kaschieren nur, dass das ursprüngliche Gefühl fehlt. Die Geste ersetzt die fehlende Gebärde, so dass oft nur schwer zu erkennen ist, ob ein Gefühl ausgedrückt oder lediglich dargestellt wurde. Die Übertreibung ist jedoch nur Heuchelei, mit welcher der Gleichgültige den sozialen Anschluss zu halten sucht.

Dem Stumpfsinn entspricht die moralische Verödung. Geschieht nebenan eine Untat oder ein Unglück, zuckt der Gleichgültige die Schultern und geht weiter. Man könne ohnehin nichts ändern, lautet seine Ausrede. Doch ist die Attitüde der Resignation nur vorgespiegelt. Längst ist der Gleichgültige von einem Panzer umschlossen, durch den kaum etwas hindurchdringt. Auch wenn er etwas schrecklich zu finden vorgibt, in Wahrheit berührt es ihn kaum. Mit Kaltschnäuzigkeit ist diese Indifferenz nicht zu verwechseln. Ein Zyniker, der noch über das ärgste Unheil seine Witze reisst, sucht sich die Sache vom Leibe zu halten, weil sie ihm zu nahe kommt. Dem Gleichgültigen indes fehlt die Kälte des wachen Beobachters. Ihm ist alles gleich.

Die Reizbarkeit der Sinne ist unabdingbar für jede Erfahrung. Ebenso erfordern sittliche Erkenntnisse eine Empfänglichkeit des Willens für die Nötigung des Guten. Das moralische Sensorium begründet zwar kein moralisches Gesetz, aber es ist unabdingbar für jedes Bewusstsein der Tugend. Ohne die leiseste Unzufriedenheit mit den eigenen Unsitten hat das Gute kein emotionales Fundament. Ohne moralisches Gefühl ist der Mensch sittlich tot. Dem Gleichgültigen indes fehlt bereits die Unlust angesichts verwerflicher Neigungen. Moralische Urteilskraft findet keinen sinnlichen Anlass. Skrupel, Bedenken, Zweifel fechten ihn nicht an. Von Scham oder Schuld bleibt er verschont. Einsichten in das Gebotene, geschweige denn in die Folgen eigenen Tuns prallen an ihm ab. Daher ist die Gleichgültigkeit – neben der Vulgarität – das breiteste Einfallstor für das Böse.

funktionstüchtig

Moralischer Stumpfsinn wird häufig begleitet von purer Gedankenlosigkeit. Der Gleichgültige ist nicht gewissenlos in dem Sinne, dass er sich um den Spruch seines inneren Richters nicht scherte. Sein Defizit reicht viel tiefer. Eine Stimme des Gewissens regt sich erst gar nicht. Er bewegt sich jenseits von Gut und Böse, nicht weil er sich in einem Akt der Willkür von aller Sittlichkeit losgesagt hätte, sondern weil er noch gar nicht in deren Nähe gelangt ist. Empfindungslosigkeit und moralischer Stumpfsinn bestimmen das Selbstverhältnis des Gleichgültigen. Er lebt ganz in der Gegenwart. Die Vergangenheit ist für ihn ebenso belanglos wie die Zukunft. Woher er kommt, interessiert ihn nicht. Jede sentimentale Rückschau, aber auch jede Erinnerungspflicht lässt ihn kalt. Nur gute Anekdoten quittiert er mit Applaus. Eine Geschichte dient ihm höchstens als Zeitvertreib.

Nicht anders verhält es sich mit der Zukunft. Der Gleichgültige erwartet nichts und entwirft auch keine Pläne. Ihm ist die Zukunft längst abhandengekommen. Es ist, als habe er alle Erwartung aufgegeben und warte nur noch – auf nichts. Ziele und Zwecke spornen ihn nicht an. Die Aufforderung, sein Leben selbst zu gestalten, erregt bei ihm nur Erstaunen

und Widerwillen. Lieber hält er sich an seine Gewohnheiten. Gleichet aber ein Tag dem anderen, dann ist alles gleich wenig wert. Der Indifferente setzt auf die ewige Wiederkehr des Gleichen. In dieser endlosen Gegenwart breitet sich Überdross aus. Die Welt kreist in sich selbst. Doch ist der Indifferente keineswegs apathisch. Er hockt nicht stumm in der Ecke, sondern erfüllt die Forderungen des Alltags, weil er aufwendige Korrekturarbeit vermeiden will. Überdross ist keine Faulheit oder Trägheit, diese ist vielmehr dem Eifer entgegengesetzt. Das Gegenteil der Gleichgültigkeit ist der wache Sinn, die Reizbarkeit der Nerven, die Courage des Urteilens.

Wem die Welt einerlei ist, dem sind auch die Aussagen über die Welt gleichgültig. Fakt oder Fiktion, Lüge oder Betrug sind für den Gleichgültigen Begriffe ohne Bedeutung, nicht weil er sie nicht versteht, sondern weil es für ihn gar nichts gibt, was diese Wörter beschreiben könnten. Für ihn existieren keine Wahrheitswerte, keine falschen oder richtigen Behauptungen. Es kümmert ihn nicht, ob eine Aussage zutreffend, ein Argument schlüssig, ein Beweis zwingend ist. Der Streit um die Tatsachen prallt an ihm ab. So wird er empfänglich für Propaganda, Illusionstheater, für die geschmeidige Anpassung an wechselnde Meinungen. Wissen bedeutet ihm nichts, er begnügt sich mit dem Glauben und Meinen. Manchmal gibt er diese Haltung als Toleranz aus. Doch dies ist nur eine billige Fassade für die denkfaule Bequemlichkeit des Relativismus. Die Welt der Tatsachen hat sich für ihn längst aufgelöst in eine Ansammlung von Meinungen, die man beliebig teilen oder verwerfen kann.

Unvermeidliche Entfremdung

Sozialen Aussenhalt findet die Gleichgültigkeit zunächst in Situationen des sozialen Nebeneinanders: in Warteschlangen, in den Transportbehältern der Verkehrsmittel, in der Menge auf der Strasse, im Stadion, im Hörsaal. Am Nullpunkt des Sozialen existiert zwischen den Menschen kein Brennpunkt der Wechselseitigkeit. Sie verhalten sich nicht zu-, mit- oder gegeneinander, sondern nebeneinander. Nur ein äusserer Anlass hat sie zusammengeführt: ein Spektakel, die Sprechzeit der Behörde, die Fahrzeit des Busses. Andere Personen werden nicht danach beurteilt, was sie sind, sondern wie viele sie sind. Wie lange muss man noch warten, bis man endlich an die Reihe kommt? Serialität ist zuerst durch das Prinzip der Zahl bestimmt.

Wenn jeder so viel zählt wie der andere, dann sind alle einander gleich. Jeder ist dem anderen gleich wenig wert. Im Nebeneinander treffen sich die Menschen auf dem niedrigsten Niveau der Egalität. Die Unterschiede sind eingeebnet. Es ist eine anonyme Gesellschaft des Jedermann. Da jeder dem anderen gleichgültig ist, bleibt jeder für sich. Diese Einsamkeit kann eine Belastung, aber auch eine Erholung sein. Die Arbeit der Geselligkeit ist zeitweise ausgesetzt, und man kann ungestört seinen eigenen Gedanken nachhängen. Zugleich aber beschleicht einen das Gefühl, selbst überzählig zu sein. Wie der andere gleichgültig ist, so ist man unversehens auch selbst gleichgültig.

Dass Menschen sich nicht füreinander interessieren, sollte kein Anlass für ein romantisches Klagelied der Entfremdung sein. Die Ökonomie der Aufmerksamkeit verlangt Ignoranz. In den meisten sozialen Situationen muss man über andere nur wenig wissen. Gesellschaft ist keine Gemeinschaft intimer Freunde. Die Menschen könnten einander gar nicht

ertragen, kennten sie einander allzu genau. Und sie wüssten gar nicht, wo ihnen der Kopf steht, konzentrierten sie sich nicht auf das, was gerade zu tun ist. Wer alle Folgen seines Tuns bedächte, der müsste das Handeln sofort einstellen. Jede Situation hat einen Fokus der Aufmerksamkeit, einen schmalen Rand von Relevanzen und ein unendliches Ignoranzfeld, das alles umfasst, was belastend, störend und überflüssig ist: biografische Details, private Gedanken, Überzeugungen, Vorlieben. Ignoranz sichert die soziale Wirklichkeit und garantiert den reibungslosen Ablauf der Gesellschaft.

Gefördert wird die Gleichgültigkeit auch durch den Alltag der Arbeit. In Amtsstuben und Büros wird Fall für Fall der Datenberg abgearbeitet, in Schulen wird Jahr für Jahr derselbe Lehrplan absolviert. Politik besteht zum grossen Teil aus Aktenarbeit und der Verbreitung immergleicher Floskeln. Wiederholung liegt in der Natur jeder Arbeit. Arbeit ist regelmässiges, zielgerichtetes Tun. Gleichförmigkeit kennzeichnet ihre Struktur, und innere Gleichgültigkeit ist eine ihrer Folgen.

Bei ausseralltäglichen Begebenheiten bevorzugt der Gleichgültige die Rolle des unbeteiligten Zuschauers. Er verharrt kurz, sieht dann aber zu, dass er weiterkommt. Er will nichts bemerken, was ihn betreffen könnte. Ist sein Panzer dick genug, bleibt er eine Weile am Schauplatz und notiert neugierig, was vor sich geht. Die Sehnsucht, endlich die Langeweile zu vertreiben, ist ihm wohlvertraut. Keineswegs ist der Gleichgültige ahnungslos. Meist weiss er genug, um zu wissen, was er so genau nicht wissen will. Am liebsten ist ihm daher ein Beobachtungspunkt in sicherer Entfernung, auf der Gegenfahrbahn, hinter vorgezogenen Gardinen, vor dem Fernsehgerät.

Spende und Alarmruf

Der moralische Idealismus fordert von jedermann Mitgefühl. Aber so viel Menschheitsfreundlichkeit ist fern der sozialen Wirklichkeit. Jede Gruppe ist von einer Zone der Indifferenz umgeben. Gesellschaft heisst niemals totale Integration, sondern stets auch Abschottung und Ausschluss. Für den Fremden gelten die internen Pflichten der Gruppe meist nicht. Moral ist immer Gruppenmoral, Solidarität oder Mitleid enden an den Grenzen der eigenen sozialen Welt. Diese Gleichgültigkeit erspart die Ungelegenheiten des Augenzeugen und die misslichen Gefühle der Scham oder Ohnmacht. So sorgt die Konstitution des Sozialen für das seelische Gleichgewicht des animal sociale.

Aus dem Zwiespalt zwischen gefühlter Indifferenz und auferlegten Gewissensbissen weisen zwei aktuelle Massnahmen: die Spende und der Alarmruf. Wohltätigkeit wird so dosiert, dass sie nichts kostet, dafür aber den Helferstolz aufbessert. Niemand will sich schliesslich Hartherzigkeit nachsagen lassen. Das pekuniäre Mitleid wirkt wie ein Elixier der Seelenhygiene. Doch sind die Gesten der Betroffenheit auf prompte Untätigkeit ausgelegt. Man muss dem demonstrativen Mitleid der Mahnwachen, Fackelzüge oder Spendengalas keinen Glauben schenken. Die Maskerade des Mitgefühls ist nur ein kurzes Intermezzo in der Wüste der Indifferenz. Zehntausend Tote irgendwo – wen kümmert's? Das gilt dem Gleichgültigen als normale Verlustquote des Gattungswesens.

Spenden beruhigen das Gewissen nachträglich, Alarmrufe warnen vor naher Gefahr, damit man sich rechtzeitig taub stellen kann. Die prompte Empörung dient dazu, die eigene Selbstgerechtigkeit aufzurüsten. Und die lautstarke Anklage der üblichen Schuldigen rechtfertigt die eigene Passivität.

In die Grauzonen der Wirklichkeit, wo nur wenig mit rechten Dingen zugeht, aber alles auf das eigene Tun ankommt, begibt man sich erst gar nicht. Lieber legt man erschüttert die sauberen Hände in den Schoss. Feigheit und Gleichgültigkeit erhalten so die Aura moralischer Lauterkeit.

Gleichgültigkeit ist kein Laster, nicht einmal eine Untugend. Sie zeugt nicht von Masslosigkeit, Willenlosigkeit oder gar Bosheit. Sie missachtet die moralischen Gesetze nicht und verweigert ihnen auch keineswegs jede Anerkennung. Zwar kommt die Indifferenz selten allein. Sie gebiert Tochttersünden, mit denen sie sich zu einem Syndrom vereint. Ein finsterer Groll ergreift die Seele, Feigheit paart sich mit Gefühllosigkeit. Weil der Geist von nichts gefesselt wird, schweifen die Gedanken immerzu ab. Trägheit durchdringt den Körper und tilgt jeden Willen, zum Bösen wie zum Guten. Und dennoch bewegt sich der Gleichgültige noch im Vorfeld der Sünde. Die grossen Übeltäter sind niemals gleichgültig. Aber viele durchschnittliche Exekutoren, Helfershelfer oder Zuträger entstammen der Welt der Gleichgültigen. So gross ist die Zahl der Gleichgültigen, dass der Ort ihrer Bestimmung schon jetzt überbevölkert ist. In der Vorhölle trotten sie hinter einer Standarte einher – unablässig im Kreise. Sie bringen nichts zustande, sie sehen nichts, und sie kommen nirgendwo an.

Wolfgang Sofsky lehrte bis zum Jahr 2000 Soziologie in Göttingen. Seither arbeitet er daselbst als Privatgelehrter, Autor und politischer Kommentator. Letzte Buchpublikation: «Verteidigung des Privaten» (C. H. Beck, München 2007).

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/literatur_und_kunst/am_nullpunkt_des_sozialen_1.582101.html

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung oder Wiederveröffentlichung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.
